

Elftes Kapitel.

Ein kleines Gemach.

Als Mimi die hohe Stehlampe mit dem bunten Batikschirm angekippt und das gedämpfte irisierende Licht den Raum in heimlichen Halbton tauchte, erfaßte Paul mit Begehren die Intimität dieses Boudoirs.

Frau Mimi ließ sich auf ein Kanapee, das die Ecke ausfüllte, fallen und versank in Kissen und Fellen, die die Lagerstatt ausfüllten.

Noch sprach keiner.

Hinter der dünnen Wand tönte das Geräusch der vielen Menschenstimmen, das Klappern der Chips und Scharren der Harke wie die ferne Brandung des Meeres.

Frau Mimi schluchzte.

Sie hatte ihr Gesicht in Kissen vergraben und weinte.

Natlos stand Paul in der Mitte des Zimmers. Wagte nicht, sich der geliebten Frau zu nähern.

Über Frau Mimi dachte, daß es nutzlos wäre, sich den Tränen zu überlassen, wo es zu handeln gelte.

Sie richtete sich auf, bat Paul neben ihr Platz zu nehmen.

„Sie sind über das alles erstaunt, was Sie in meinem Hause gesehen, Doktor?“ fragte sie, ruhig jetzt, aber noch mit zitterndem Schwingen in der Stimme.

„... ich kann ja nichts für dieses Entsetzliche, was Sie gesehen — — glauben Sie mir, ich bin nicht schuld daran — nein, weiß Gott!“ Sie hatte seine Hände ergriffen und schaute ihn mit ihren blauen Kinder-Augen an, die sich wieder mit Tränen füllten.

„Aber ich bitte Sie, gnädige Frau,“ sagte Paul, „kaltes Blut — erzählen Sie, was soll ich tun? — — Wie soll ich Ihnen helfen?“

Sie rückte ganz nahe an ihn heran, so daß er den Balsamduft ihrer Haut empfand, daß er die Nacktheit ihres Körpers spürte. Da sie seine Hände auch losgelassen, zog er die bebende Frau an sich, die sich an ihn schmiegte, im sicheren Gefühle des starken Schutzes.

Paul küßte sie auf die Lippen, die sie ihm willig reichte. Dann küßte er sie auf die Augen.

„So, jetzt aber vernünftig sein, kleine Frau Mimi, die dummen Tränen habe ich weg-gewischt — — oder sind etwa noch ein paar Reste da — die werden wir gleich haben!“

Übermütig bedeckte er wiederum die Augen mit seinen Küssen. Mimi schlang in süßem Vergessen ihre weichen runden Arme um den geliebten Mann.

So vergingen welkenentrückte selige Minu-

ten... Dann aber entwand sich Mimi plötzlich der Umarmung, eilte zur Tapetentür, die sie mit einem Riegel schloß.

„Um Gotteswillen, wenn uns jemand überrascht hätte... Modersohn?“

„Siehst du, Paul,“ fuhr sie hastig fort, „der ist es — Modersohn; das ist der Mann, der mich hier gefangen hält, der mir das Leben vergiftet hat...“

Und nun ließ sie Paul in ihr Leben blicken, hob den Schleier von dem trügerischgleißenden Scheinbild, das sie der Welt zeigen mußte. „Ich habe dich belogen, Paul — — verzeihe mir. Ich sagte dir, daß ich Witwe bin — das war unrecht von mir...“

Sie erzählte, wie sie zu ihrem Reichtum gekommen: Bühne, Verhältnis, reicher alter Herr mit Erbschaft — — die alte Geschichte.

Sie erwähnte keine Namen, sie beschrieb alles so obenhin, sie vermied Einzelheiten. Sie scheute sich vor dem Manne, dem sie rein und unantastbar erschien, und den sie rein und selbstlos liebte, ihre Vergangenheit zu prostituieren.

„Kannst du einen gewissen Ferdinand Grünmeier?... Er hieß genau wie du?...“ unterbrach sie sich plötzlich, „er war oft in unserem Kreis“, log sie. Ihr Atem stockte, als sie die Antwort erwartete.

Paul lachte.

„Onkel Ferdinand?... Der schöne Ferdinand!! — — natürlich kannte ich ihn, das war mein leiblicher Onkel. Er starb, während ich draußen im Felde war...“

Frau Mimi errötete. Aber das dumpfe violettblaue Licht der Stehlampe verschleierte diese Röte, die Angst und Scham der blonden Frau auf die Wangen getrieben.

O Gott, in welche Lage war sie geraten! Dieser junge Mann war der Nefse ihres verstorbenen Geliebten — — —

Wenn er es erfahren würde...

Sie zerbiß das kleine Epikentäschentuch, das sie die ganze Zeit über in den Händen gepreßt hatte. Ihre Seele war zerrüttet, ihre Sinne drehten sich, sie wußte nicht mehr aus noch ein. Das Schicksal spielte grausam mit ihr.

„Was hast du, mein Lieb“, fragte Paul sanft und zärtlich.

Sie wollte ihn zurückstoßen, ihm alles gestehen, fliehen, das Leben weiter leben, wie sie es jetzt tun mußte unter Modersohns Zwang... Aber in plötzlicher Eingebung warf sie sich dem Geliebten an den Hals, zuckend wie ein verwundetes Wild. Sie küßte ihn leidenschaftlich.

Er soll es erfahren, wenn die Zeit herankommt, dachte sie, als sie an seinen Lippen hing und ihre Körper sich aneinanderschmiegen. Er soll es erfahren, wer ich war und wer ich bin — aber er soll mich lieben. — Auch ich habe ein Recht auf Liebe...

„Dieser Modersohn ist ein gefährlicher Mensch“, sagte sie ihm, später, als sie wieder ruhig miteinander sprachen. „Vielleicht ist er sogar ein Verbrecher...?“

Sie schüttelte sich, als sie das Wort nannte.

„Ich war leichtsinnig genug, einmal an einem langweiligen Abend, seine Gesellschaft zu dulden. Nun hat er eine Gewalt über mich gewonnen, von der ich nicht mehr loskomme.“

Paul hatte ihr Geständnis bisher ohne Erschütterung entgegengenommen. Er kannte als geübter Großstädter diese typische Erscheinung wie sie Frau Mimi darstellte. Vielleicht war er zuerst ein wenig enttäuscht, da sie den Vorhang lüftete, ihre eigentliche Daseinsbedingung zeigte. Er bedauerte, daß sie wirklich nicht die „Frau der Gesellschaft“ war, für die sie sich ausgegeben und für die er sie gehalten.

Schade. Der Schmetterlingsstaub, der über der keuschen Liebe flimmert, war in tausend Atome zerdrückt — — —

Das alles sollte aber seine Liebe nicht mindern. Er liebte diese blonde Frau mit aller Glut seiner unverbrauchten Sinne. Und er wollte ihr helfen, soweit er es vermochte.

„Dieser Modersohn — hast du ihn gesehen, vorhin, als er das Banco verspielte? — — O, er spielt mit Hunderttausenden, als ob das Geld aus Seifenblasen gemacht wäre —“

Wo er das viele Geld herhabe?

Allerlei Geschäfte mache er. Schiebungen wahrscheinlich, sie wüßte nicht recht. Aber er werfe das Geld aus dem Fenster, streute es auf den Spieltisch, in die Sektbars. Immer

neue ungeheuerere Summen fließen durch sein Hände...

„Und sein Blick — — seine Riesenkraft! Ich fürchte mich vor ihm.“

Sie kauerte sich in die Divanecke.

„Vor diesem Manne mußt du mich retten, Paull“ sagte sie, ihren Freund schein anblickend. „Gegen ihn habe ich dich zu Hilfe gerufen, weißt du? Vorgestern zwang er mich, ihm 100 000 Mark zu zahlen und gestern — —“

Sie wollte nicht fortfahren. Sie schämte sich, Modersohns Angebot zu wiederholen.

„Heiraten muß ich ihn und ihm mein Vermögen ausliefern, damit er mich mit Haut und Haaren verschlingen kann!“

Paul stand auf. Kerzengerade richtete er sich in die Höhe.

„Wir werden dem Herrn das Handwerk legen. — da scheint nicht alles zu stimmen. — Verlaß dich auf mich.“

„Wenn du das könntest, Paull“

Der Doktor reichte ihr seine Hand: „Ich will dich aus diesem Sumpf ziehen!“

„Ja, ein Sumpf ist es, du hast recht“, schrie Mimi auf. „Alles ist sumpfig, moderig, feil und lasterhaft um mich herum. Glaube nicht, Paull, daß ich mich überheben will. Aber ich schwöre es dir, ich bin nicht eine von jenen, die in dieser Giftluft auf die Dauer leben können. Es ist wahr, ich habe mein Leben anders geführt als christliche Bürgermädchen. Ich bin nicht schlecht

darum. Ich liebe nur den äußeren Glanz des Lebens, ich verachte die Schmach...“

Tränen flossen über ihr süßes Gesichtchen, die sie mechanisch mit dem Taschentuch wegtupfte.

„Du dummes kleines Mädchen, du!“

Paul streichelte sie, setzte sich nieder zu ihr, nahm sie in die Arme.

„Ich weiß, daß du ein goldenes Herz hast und daß du lieben kannst, wenn du Liebe findest — —“

Ein endloser Kuß ließ ihre Tränen versiegen. Ja, sie lachte wieder.

Sie fühlte den Willen des Mannes an ihrer Seite und sie hob den Kopf voller Zuversicht.

„Da drinnen die Menschen...“

Sie plauderte jetzt lebhaft und dabei gewichtig.

„Die Menschen... ugh, was für eine seltene Mischung: der reine zoologische Garten — — Affen, Hyänen, Panther und Tiger und Schlangen — — Und das ganze Zeug hat mir Modersohn angeschleppt. Er war es auch, der mich zwang, unter meinem Namen diesen Spielklub in meiner Wohnung aufzumachen. Wie eine auf Draht gezogene Puppe muß ich durch die Säle gehen, animieren und schön tun. — Es ist schrecklich! —

„Rauche doch, Liebster!“ sagte sie plötzlich und reichte ihm eine Schachtel Zigaretten hin.

Paul zündete eine Zigarette an und sah

den aufsteigenden Wölkchen nach, die sich unter den bunten Lampenschirm verkrochen. Seine Gedanken beschäftigten sich mit diesem Modersohn, dessen finsterstarrer Blick in seiner Seele haften geblieben.

„Ganz Berlin kannst du in meinen Salons sehen. Die sogenannte Neuberliner Gesellschaft, die nach dem 9. November nicht weiß, woran sie ist. Heute rot und morgen keinen Pfennig mehr oder heute nichts und morgen ein paar Millionen: Die Menschen ohne Valuta!“

Paul lachte.

„Du bist eine scharfe Beobachterin!“

„Das Geld, das sie ergaunert, verspielen sie. Es geschieht ihnen schon recht, daß sie keine Freude von dem Sündengeld haben. Der Spielteufel zwickt und zwackt sie und macht ihnen das Leben verdammt schwer. Alles findest du an den Spieltischen: da sitzt die berühmte Filmdiva Litta Marowfska, die blonde Bestie, wie man sie nennt. Sie verliert ihre Riesengage im Bac und hält außerdem mit der Upanage, die sie von einem Kriegsgewinnler bekommt, einen ehemaligen U-Boothelden aus. Und hast du den kleinen Rahlkopf gesehen, der die Tausendmarkscheine wie Straßenbahnbillets aus der Westentasche zieht? Der war früher beim Proviantamt Schreiber. Der dicke Herr mit den schmutzigen Fingernägeln, und seine massive Frau Gemahlin mit dem pickligen Halsausschnitt, die neben uns standen, als die Französin die Bank zog, sind auch solche Typen von heute:

vor einem halben Jahr haben sie noch in der Halle einen Stand innegehabt. Jetzt bewohnen sie eine Etage am Reichskanzlerplatz und setzen 3000 Mark auf eine Karte.“

Paul amüsierte sich köstlich über Frau Mimis Schilderungen. Aber ihn erschreckten sie gleichzeitig. Ihm war das alles neu. Er hatte ein anderes Berlin verlassen, damals, als er als Freiwilliger in den Krieg zog. Nun war über sein Berlin der Pesthauch gekommen, der es mit seinem Gift versengte.

„Und unsere Frauen sind die tollsten am Spieltisch. Vorn im ersten Salon am runden Tisch sitzt jede Nacht die berühmte Oly Rérely, die entzückendste Soubrette. Sie trägt Hüte, deren Reiter Tausende kosten und ihre Pelze und Toiletten verschlingen Unsummen. Ihre Brillanten und Perlen sind Millionen wert. Sie hat keine andere Leidenschaft mehr als das Spiel: bis zum frühen Morgen Karten und Zigaretten — — — Und dabei rast das Publikum jeden Abend, wenn sie mit ihren wundervoll gewachsenen Beinen den Saisonschlager tanzt — beinahe hätte ich gesagt: singt — —“

Sie lachten beide.

Die schreckliche Not war vergessen.

Mimis Geplauder hatte dem Beisammensein eine herzliche Wärme verliehen.

Nun sprang sie aus ihrer Ecke auf.

„Über man wird mich vermissen, Liebster. — — ich muß mich wieder zeigen, damit

dieser entsehlliche Modersohn keinen Verdacht schöpft — — hier...“

Sie wies ihm den Weg durch das anstoßende Zimmer, das im Dunkeln lag.

„Gehe über den Korridor in den Spielsaal zurück!“

„Auf Wiedersehen morgen, mein Lieb,“ sagte Paul, „ich werde dich auf dem Laufenden halten!“

Drinne am langen Tisch hielt Modersohn die Bank.

Jetzt pointierte die kleine Französin gegen ihn. Die Bank verlor.

Modersohns Gesichtsausdruck war hart und eisern. Seine Maske aus Erz. Nicht eine Miene suchte, wenn er immer wieder schlecht spielte. Nur seine Hände schienen zu zittern. Die Adern waren hochgeschwollen, zum Platzen dick.

Mit hohler Stimme bot er das Spiel aus: „... es geht nichts mehr...“

Die kleine Französin forderte den „Rest auf beiden Seiten“ — — —

Modersohn lächelte spöttisch. Jetzt hatte er sie. Er wußte bestimmt, diesen Coup würde er gewinnen.

In der Bank waren etwas über 50 000 Mark. Wenn er das Geld verdoppelt hätte, wäre er wieder flüssig. Es war das Letzte, was er besaß. Während er die Karten langsam aus dem Holzkasten zog, dachte er daran, daß es ja noch ein Mittel gäbe, um wieder zu Geld zu kommen, heute nacht noch — —

er brauchte nur bei der nächsten Bank, die er ziehen würde, den „Schlitten zu legen“, ein bißchen das Glück zu corrigieren — — — Aber diese Falschspielerangelegenheiten verachtete er. Kleinfram — höchstens: im Augenblick des letzten Zusammenbruches, wenn gar nichts anderes mehr einschlagen wollte.

„Ich 'aben adtl“ sagte die Französin und schlug den „kleinen Schlag“ um.

„Ich danke“, ertönte es auf der anderen Seite.

Paul hörte die Stimme seines Vaters. Blieb stehen.

Richtig: da saß Herr Grünmeier mit den Karten vor sich und einen Stoß Spielmarken daneben. Paul stellte sich hinter ihn.

Modersohn drehte seine beiden Karten um. Er hatte drei Punkte im Lager. Er zog eine weitere Karte: die Sieben. Ein ausgemachtes Pech, „bac“ zu kaufen. Er warf die drei Karten und den Rest aus dem Holzfaß in den Mittelkorb und stand auf.

Sein Gesicht war aschfahl. Die Augen hatte er fest zusammengekniffen unter dem Kneifer. Seine Lippen zogen sich tief hinunter.

Suchend ging er in die vorderen Salons.

Adolf Grünmeier raffte seine Chips zusammen und erhob sich. Als er sich seinem Sohne gegenüber sah, stuzte er einen Augenblick. Dann aber, in der guten Laune über den fetten Gewinn, den ihm die letzte Bank gebracht, begrüßte er ihn freudig.

„Na Junge, siehst du dir Berlin an?“

Paul war geniert.

Es war ihm peinlich, seinen Vater hier an diesem Ort getroffen zu haben. Er versuchte, sich zu entschuldigen, aber der Alte meinte:

„Ach, laß doch, mein Sohn, das gehört zum guten Ton jetzt — — — aber ich rate dir, mache es so wie ich: setze nur den richtigen Coup — — — dann kannst du nie verlieren.“

Er sagte das treuherzig und überzeugt, als wenn er ihm sonst eine gute Maßregel fürs Leben gegeben hätte.

Sie schritten beide dem Ausgang zu.

Frau Mimi stand bei der Soubrette Oly Rérely, die mit ihren prachtvollen weißen Zähnen über einen Witz ihres Nachbarn lachte.

Mimis und Pauls Blicke trafen sich.

Paul grüßte und trat an Mimi heran, der er galant die Hand küßte.

„Ich empfehle mich, gnädigste Frau“, sagte er förmlich.

Dann kehrte er wieder zu seinem Vater zurück, der mit offenem Munde dastand, erstaunt seinen Sohn anstarrend.

„Die kennst du?“ fragte er.

„Ja, Frau Mimi Schwarz — — eine Bekanntschaft aus Oberhof“, antwortete Paul.

„Aber das ist doch Onkel Ferdinand, seine gewesen — —“

Er machte eine wegwerfende Schulterbewegung.

„... die uns Onkel Ferdinands Vermögen weggeschnappt hat“, fuhr er fort.

Paul blickte seinen Vater an.

Dann drehte er sich noch einmal zurück, wo er Frau Mimi in den großen Spielsaal verschwinden sah.

Der Vater nahm seinen Sohn unter dem Arm, führte ihn auf die Diele zur Garderobe.

„... aber das weißt du ja alles noch nicht, Junge, das muß ich dir erzählen — diese dumme Geschichte mit Onkel Ferdinands Testament.“

Zwölftes Kapitel.

Gegen Morgen beobachtete der Detektiv Kimbell, der in seiner gutgespielten Rolle des Provinzials anscheinend harmlos in einem hohen Backenstuhl saß, einen Mokka zu sich nehmend, wie Modersohn mit geballter Faust auf Frau Mimi einsprach. Er hatte sie in eine Ecke fast hineingedrückt und Kimbell, der langsam an ihnen vorüberschritt, hörte des Mannes zischende Worte:

„... hinten im Kabinett — — ich gehe vor!“ Modersohn wandte sich von Mimi weg, die ihm angstvoll nachbläute.

Kimbell folgte Modersohn.

Er sah, wie der Riese hinter der Tapetentür verschwand, die aus dem letzten, dem großen Spielsaal, in das Kabinett führen mußte, von dem er soeben vernommen.

Er suchte, ob nicht irgendeine Möglichkeit vorhanden war, in den hinteren Trakt der Wohnung zu gelangen, zu dem das Kabinett gehören mußte. Er öffnete eine Tür und sah einen langen Korridor vor sich, in den verschiedene andere Türen führten. Vorsichtig trat er hinaus und öffnete ausß Geratewohl eine der Türen.

Ein dunkler Raum umfing ihn. Leise, mit der Taschenlampe den Weg leuchtend, tastete er sich bis zur Fensternische, in der er sich hinter dem Vorhang verbarg. Nebenan hörte er Schritte. Nervöses Auf- und Abgehen. Verlegenheitshusten.

Das mußte Modersohn sein, der auf Frau Mimi wartete.

Die Tür des Zimmers öffnete sich, in dem Rimbell sich versteckt hielt.

Das Licht wurde angeknipst.

Rimbell sah, daß er in Frau Mimis Schlafzimmer war, in einem in vornehmem Louis Seize Geschmack eingerichteten Raum.

Mimi schritt hastig bis zur linksliegenden Wand, an einem anderen Schalter das Licht wieder ausknipfend. Er hörte sie eine Portiere zurückschieben, die sie aber nicht wieder zuzog.

So konnte Rimbell jedes Wort vernehmen, was im Kabinett gesprochen wurde.

„Endlich kommst du!“

Modersohn brüllte wie ein Stier.

Rimbell wäre am liebsten dazwischen gesprungen. Mimi schluchzte laut.

Der Detektiv empfand Mitleid mit dieser Frau, die er längst als Opfer eines stärkeren Willens erkannt hatte.

„Weißt du, daß ich ruiniert bin?“ fragte Modersohn. „Du wirst mich aus der Patsche ziehen, verstehst du?“ fuhr er fort.

Mimi bebte vor Erregung. Sie dachte an die Schmach, die dieser Mann ihr antun

würde. Hier an demselben Ort, wo sie vor wenigen Stunden das erste reine Liebesglück ihres Lebens genossen, sollte sich ihre Schmach vollziehen. . .

„Alles ist schief gegangen,“ schrie Modersohn, „das Geschäft mit den Benzinwaggonen, deine hundert Tausend — futsch!... Dieser verfluchte Dummkopf, dieser Niederhuber läßt sich die Waggonen wieder abnehmen...“

Rimbell spitzte die Ohren.

„Heute Nacht hat mir die Bande da drin mein ganzes Geld abgenommen.“

Er drohte mit der Faust gegen die Wand in der Richtung, wo die von der Nacht übrig gebliebenen Spieler mit erhitzten Nerven und schlaffen Gliedern ihre letzten Barmittel immer wieder auf neue wagten.

„Aber das geht so nicht weiter — — du wirst bis Sonnabend dein Vermögen flüssig machen... Das ist übermorgen. Ich habe einen großen Coup vor!“

Einen Augenblick herrschte Schweigen.

Rimbell lauschte. Aber er hörte nur das Streichen eines Zündholzes an einer Schachtel, mit dem sich Modersohn eine Zigarre anzündete.

Dann ein unterdrückter Aufschrei:

„Laß mich los — oder ich rufe die Leute zusammen!“

Mimi wand sich unter dem Druck der Hand des Riesen.

„Du willst nicht?“ fauchte dieser sie an.

„Sieh' einmal, mein Täubchen, dann werde ich mir das Vergnügen machen, mit Doctor Savorek's Krankenjournal zu Herrn Adolf Grünmeier zu gehen und ihm mittheilen, daß eine gewisse Frau Mimi Schwarz ein Kind in die Weltgeschichte gesetzt hat, und zwar erst nach dem Tode ihres Erblässers. Und daß sie damit gegen die Bestimmung des samosen Testaments verstoßen hat — —“

„Tue es doch, wenn du den Mut hast! Sollen sie mir mein Geld nehmen, meiner wegen — aber ich will meine Freiheit!“ sagte Mimi fest und bestimmt.

„Mein kleines Dummchen“, lenkte Miodersohn ein und versuchte die blonde Frau an sich zu ziehen. Die Wut machte ihre Schönheit noch berückender. Und wie ein Rausch kam es über ihn, als er in ihre flammenden Augen blickte.

Über Mimi wich entsetzt zurück. Als wenn ein stinkender Hauch sie gestreift hätte, schüttelte sie sich.

Er durchschritt ein paarmal das Boudoir. Dann blieb er vor ihr stehen, die wie zu einer Statue erstarrt seinen Bewegungen regungslos mit den Augen folgte.

„Höre doch, mein kleines Täubchen, und sei vernünftig. Wir wollen mit einem Schläge aus dem Dreck heraus. Ich habe mir einen Plan zurechtgelegt: Ich rette dir deine Million und hole uns am Sonnabend noch eine zweite dazu...“

Er näherte sich ihr und flüsterte:

„Du brauchst keine Angst zu haben, wenn es am Sonnabend, wo die größten Spieler Berlins zu uns kommen werden, vielleicht eine unangenehme Überraschung geben sollte...“

Rimbell horchte angestrengt. Aber er konnte das Letzte nicht verstehen, denn Modersohn hatte ganz leise gesprochen.

Mimi dachte an Paul. Und plötzlich kam ihr das Bewußtsein, daß sie aus dieser schrecklichen Situation vielleicht durch eine Lüge käme.

„Gut,“ sagte sie laut, so daß es Rimbell hören konnte, „ich will tun, was du willst. Ich werde morgen zu meiner Bank gehen.“

Vielleicht, wenn sie ihm anscheinend zu Willen wäre, könnte sie inzwischen mit Paul Vorkehrungen treffen — so dachte sie. Aber vor allem wollte sie Modersohn beschwichtigen, Zeit gewinnen.

„Das ist gescheit von dir, Täubchen!“

Modersohn lachte ein hehles Lachen.

„Und am Sonntag verschwinden wir aus Berlin. Mit einem Flugzeug nach Kopenhagen — es wird alles bereit sein, auch dein Paß! — — Dann heiraten wir und pfeifen auf Herrn Grünmeier, nicht wahr?“

Er wollte sie umfassen und küssen. Seine überreizten Nerven hatten seine Sinnlichkeit aufgestachelt. Nun da er seinen lange gehegten Plan dem Gelingen nahe sah, wollte er sich entspannen — —

„Komm, mein Täubchen, ich will schlafen — — in deinen Armen.“

Mimi, die in Gedanken an Paul, ihm nicht zugehört, stand auf. Modersohn folgte ihr. Sie traten in das Schlafzimmer.

Modersohn schaltete das Licht ein.

Dann stürzte er sich auf Mimi, die ruhig zur Thür hinausgehen wollte.

Rimbell beobachtete hinter dem Fenster-
vorhang. Ein Kampf entspann sich.

Mimi wand sich wie eine Schlange in der kraftvollen Umarmung des Riesen der Feuchend sie zu zwingen suchte, sie auf das Bett werfen wollte.

Rimbell zauderte einen Augenblick, ob er der unglücklichen Frau nicht zu Hilfe kommen sollte. Aber er hielt sich zurück. —

Ein falscher Griff hatte Modersohn die Gewalt über Mimi entrissen, so daß diese die Thür öffnen konnte, in deren Nähe die beiden rangen.

Mit lautem Krach schlug sie die Thür ins Schloß und ließ Modersohn allein zurück.

„Bestiel“ schrie dieser.

Dann glättete er vor dem Spiegel seine Kravatte und verließ ebenfalls das Zimmer.

Kurze Zeit später schlich sich Rimbell wieder in die Spielsäle zurück, in denen jetzt in der vorgerückten Morgenstunde nur noch wenig Gäste waren, die müde, mit verglasten Augen, die stereotypen Manipulationen des Kartengebens und -laufens machten.

In der Garderobe traf Rimbell Modersohn, schon im Pelz.

Rimbell schritt hinter ihm die Treppe hinab. Draußen lag der junge Tag in blau-

violettem Schimmer auf dem nassen Asphalt. Eine Reihe von Autos warteten auf die letzten Spieler, die Chauffeure schiefen auf ihren Siten oder standen Zigaretten rauchend in Gruppen auf dem Trottoir.

Moderjohn stieg in seinen schwarzglacierten Opelwagen und Rimbell hörte, wie er zu seinem Chauffeur sagte:

„Nicht zu früh wecken, Fritz, ich muß mich ausschlafen, wir haben heute ein tüchtiges Stück Arbeit!“

Rimbell nahm ebenfalls ein Auto. Auch er war müde von dieser Nacht — — und auch er wollte sich ausschlafen — — auch er würde ein tüchtiges Stück Arbeit haben.

Als Rimbell um ein Uhr an der Entree-tür Moderjohns klingelte (er hatte wieder das bescheidene harmlose Aussehen des Fabrikanten Merker aus Chemnitz) war er bereits zum Vortrag beim Polizeipräsidenten gewesen, der mit Interesse des Kommissars Bericht entgegengenommen.

Fritz öffnete und fragte nach dem Begehre des Herrn.

Rimbell nannte den Namen Merker aus Chemnitz.

Fritz ließ ihn eintreten, aber im selben Augenblick, da er die Tür zumachte, drückte er auf einen Taster, ohne daß Rimbell es wahrnehmen konnte.

Fritz hatte in dem Besucher den Mann wiedererkannt, der neulich seinem Herrn in das Haus von Frau Schwarz gefolgt war.

Moderjohn schreckte auf.

Gefahr?

Das gelbe Frazenauge in der Aschenschale leuchtete auf.

Fritz warnte.

Moderjohn setzte sich zurecht, zog die Schublade seines Schreibtisches, in dem eine Waffe lag. Rüstete sich für alle Fälle.

Rimbell trat ein. §

„Ich hatte heute nacht das Vergnügen, Sie zu sehen, Herr Moderjohn,“ sagte der Detektiv, „leider nicht die Ehre, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.“

Moderjohn sah den bescheiden auftretenden Rimbell scharf ins Gesicht.

„Im Spielklub bei Frau Schwarz, wenn ich bitten darf“, meinte Rimbell.

„Ach so! — — Und Sie wünschen?“

Von dem Jammerlappen drohe ihm Gefahr. Fritz muß sich geirrt haben.

„Sie interessieren sich vielleicht für Zucker?“ fragte Rimbell.

„Ja — wenn es sich lohnt?“

„Ich habe sechs Waggon's stehen, wissen Sie — na ich kann Ihnen das nicht so deutlich sagen — — Sie wissen schon?“

Moderjohn merkte auf. Lächelte.

„Natürlich — verschoben? Was?“

„Natürlich — natürlich — aber 'n hübsches Stück Geld mit zu verdienen — ich habe die Leute alle an der Hand, die die Waggon's bis Berlin bringen.“ —

„Wenn sie nicht vorher gefasst werden, wie es uns neulich — —“

Moderohn unterbrach sich plötzlich.

Kimbell hatte mit lauernden Blick zu ihm hinübergeschaut.

Moderohn sprang auf.

„Herr...!“

Im Augenblick sahen Moderohns scharfe Augen, daß das Haar seines Besuchers nicht echt war.

Schnell riß er den Revolver aus der Lade, aber Kimbell hatte ihn beobachtet und zog ebenfalls seine Waffe.

Fritz, der durch ein unsichtbares Schiebefenster die Szene mit angesehen, sprang ins Zimmer.

Mit einem eisernen Griff packte er den Detektiv von hinten und überwältigte ihn. Moderohn riß ihm die Perrücke vom Kopf und lachte ihm ins Gesicht.

„Nee, mein Lieber, so leicht lassen wir uns nicht übertümpeln — —“

Er winkte seinem Diener, der den Detektiv an den Bücherschrank schleppte, dessen Tür Moderohn öffnete.

„So, mein Herr Kriminalkommissar, Sie erlauben, daß wir erstens Ihre Erkennungs-marke Ihnen abnehmen, denn die können wir ausgezeichnet gebrauchen und dann: 'rin ins Vergnügen.“

Er schob Kimbell, nachdem er ihm die Marke aus dem Rockinnern abgetrennt, in den geöffneten Schrank.

„Da drinnen finden Sie ein kaltes Souper, allerdings leider nicht von Borchardt

— — — aber besser wie gar nichts — und angenehme Unterhaltung!“

Er drehte die Thür in der Angel um, die Bibliothek hatte wieder ihr gewöhnliches Aussehen.

Drinne im Schrank, der eigentlich ein netter eingerichteter Raum war, nannte sich der überlistete Rimbell einen gottsjämmerlichen Esel.

Dreizehntes Kapitel.

Tante Marie war mit einem Briefchen zu Paul Grünmeier gekommen.

„... ich erwarte dich bestimmt — — sofort! Ich muß dich sprechen — — —“ hatte Mimi geschrieben.

Paul überlas die wenigen Zeilen, in Gegenwart seiner Mutter, die neugierig von Tante Marie zu Paul schaute, den Zusammenhang nicht verstehend.

Die Geliebte seines verstorbenen Onkels.

Was er auf dem Heimweg vom Klub durch seinen Vater erfahren, hatte ihn ernüchtert, aus allen Himmeln gerissen. Er wollte sie nicht wiedersehen, nicht des Schicksals Ironie herausfordern, diese Liebe, deren Glut sein Herz umloderten, gewaltsam unterdrücken.

Als er nach unruhigem kurzen Schlaf aufgewacht, war sein erster Gedanke: Mimi.

Er fühlte wie dieser Gedanke sein ganzes Wesen umspannte, wie seine Pulse schlugen, wenn das Bild der blonden Frau vor ihm aufstieg.

Und wie ein Phantom sah er sie um

sich, wo er auch war und er fühlte, daß er nicht loskommen würde von dieser Liebe.

Aber nach langer Kasteiung seiner Seele war er zu dem Entschluß gekommen, mit allen Mitteln der Selbstüberwindung gegen diese Übermacht zu kämpfen, ihr zu fliehen, diese sündhafte Liebe von sich zu tun... Dieses Briefchen, das er in der Hand hielt und das den wunderlieblichen Duft der Geliebten zu ihm trug, hatte alle seine Vorsätze im Augenblick umgeworfen.

Er konnte nicht anders.

Nein — er liebte Mimi und mußte zu ihr eilen, wenn sie ihn rief.

Das Schicksal sollte sich erfüllen, wenn es einen Narrentanz mit ihm vorhatte...

Er ging gleich mit Tante Marie mit, nachdem er seiner Mutter eine ausweichende Auskunft gegeben.

Frau Mimi empfing ihn in dem kleinen Kabinett. Sie sah müde und übernächtigt aus. Tiefe Schatten umzogen die Augen, die Lippen hingen schlaff hinunter. Aber trotz dieser Abspannung war sie schön in ihrer Hilflosigkeit.

Mit hastigen Worten erzählte sie Paul von Modersohns Vorhaben. Sie ahnte allerdings nur ein Verbrechen, aber sie war überzeugt, daß in der Sonnabendnacht von Modersohn eine Tat geplant wäre, die ihr eigenes Geld und das der anwesenden Spieler in seinen Besitz bringen sollte.

Paul sagte:

„Das beste ist, wenn wir sogleich uns

mit der Polizei in Verbindung setzen, um vorzubeugen — —“

Eine halbe Stunde später waren die beiden auf dem Polizeipräsidium. Nachdem sie dem diensttuenden Kommissar ihren Fall vorgetragen, erklärte dieser:

„Kennen wir schon — der übliche Überfall im Spielklub — ist 'ne Epidemie geworden. Geben Sie doch mal die Akten her“, rief er einem Schutzmann zu.

Der Kommissar blätterte in den Akten. Dann sagte er lakonisch:

„Kimbell — der Kollege Kimbell besorgt die Sachen — Zimmer 318!“

Mimi und Paul traten in das Zimmer 318.

Herr Kommissar Kimbell wäre nicht da. Schon seit gestern unterwegs. Wahrscheinlich auf Dienstreise. Das war die Auskunft.

Aber sie hätten eine sehr wichtige Mitteilung zu machen — —

Der Beamte telephonierte.

Als er den Hörer wieder abgelegt, meinte er: „Herr Kimbell ist heute mittag von seiner Wohnung weggegangen, wohin wissen wir nicht — —“

Als Paul und Mimi auf den Flur traten, unschlüssig, was sie tun sollten, grüßte ein Herr, streckte freudig Paul seine Hand entgegen, sich bei Mimi mit einer Verbeugung entschuldigend.

„Doktor Grünmeier — Sie hier? Und wieder ganz gesund?“

Ein Kamerad aus harten Kriegstagen.

Sie tauschten schnell ein paar Worte aus. Paul stellte Mimi dem Herrn vor:

„Herr Assessor Loeber...“

„Jetzt wohlbestallter Polizeirat“, fügte der andere hinzu.

„Das trifft sich gut,“ sagte Paul, „wir laufen nämlich hier von Pontius zu Pilatus — eine dringende Meldung — die Dame sucht Schutz, lieber Loeber — aber wir wissen nicht, an wen wir uns wenden sollen...?“

Der Polizeirat fragte.

Paul erzählte in kurzen Umrissen.

„Donnerwetter!“ meinte der Polizeirat, „kommen Sie gleich mit — ich gehe gerade zum Vortrag zum Herrn Präsidenten. Den wird die Geschichte sicher interessieren...“

Der Präsident horchte auf, als er den Namen Modersohn vernahm.

„Dieser Herr ist bei uns bereits schon in Bearbeitung“, sagte er.

Mimi schreckte auf.

Das Furchtbare ihrer Lage kam ihr jäh zum Bewußtsein. Also beschäftigte sich die Polizei vielleicht sogar schon auch mit ihr?

„Unser Kimbell bearbeitet die Materie,“ sagte der Präsident zum Polizeirat Loeber, „der wird ihn schon fassen, wenn's so weit ist — — —.“

Der Präsident ließ sich von Mimi genau berichten, was sie wußte.

„Kimbell muß dem Kerl schon auf der Spur sein,“ unterbrach er sie, „seit zwei Tagen höre ich nichts mehr von ihm — —“

Aber ich rate Ihnen, gnädige Frau, thun Sie vorläufig das, was Ihnen dieser Mordsohn befohlen. Machen Sie Ihr Vermögen flüssig und halten Sie es morgen bereit, wenn die Geschichte, die er plant, vor sich gehen soll. Wir werden unsere Vorkehrungen treffen...“

Der Präsident ordnete an, daß Kimbell sogleich, wenn er auf das Amt käme, bei ihm vorsprechen sollte.

Aber Kimbell blieb verschwunden.

Auch am anderen Tage, am Sonnabend, hörte man nichts von ihm.

Als Polizeirat Loeber aus Interesse für seinen Kameraden Grünmeier um die Mittagstunde beim Präsidenten nachfragte, erklärte ihm dieser, daß er vor einem Rätsel stehe. Der sonst so zuverlässige Detektiv hätte sich noch nicht sehen lassen, die Sache Mordsohn ginge nicht vorwärts.

„Aber man muß auf der Hut sein — in jedem Fall“, meinte der Polizeirat. „Wenn der Herr Präsident inzwischen mich beauftragen würde, bis sich Kimbells Verschwinden aufklärt?“

„Das ist eine ausgezeichnete Idee, lieber Rat! — Sie wissen ja Bescheid — heute nacht umstellen Sie das Haus Kurfürstendamm 347 — alles andere wird sich von selbst entwickeln.“

Kimbell saß im Bücherschrank, der eigentlich ein behaglich eingerichtetes Kabinett war, und dachte über die seltsamen Fügungen

des Schicksals nach. Aber trotz der Mühe, die ihm reichlich zur Verfügung stand, arbeitete sein Gehirn uraushörlich an dem Problem, aus diesem Käfig herauszukommen. Alle Philosophie des „Wenn“ und „Aber“ konnte ihm nicht den richtigen Weg zeigen. Er mußte mit Tatsachen rechnen. Nur wußte er nicht, wie er diese Tatsachen ins Werk setzen sollte.

Das kleine Rabinett war behaglich ausgestattet. Ein Divan mit einem Rauchisch davor, auf dem Zigarren und Zigaretten in Menge lagen. Dicke Schlafdecken auf dem Divan und weiche Pfühle. Ein paar Bücher. Rimbell lächelte, als er die Titel der Bücher las: Kriminalgeschichten. Aber die Wände waren gepolstert, schallsicher. Kein Fenster. Eine elektrische Birne an der Decke erleuchtete den Raum.

Rimbell klopfte die Wände ab. Suchte nach dem Mechanismus, der die Wand wieder umdrehen würde.

Nichts zu finden. Endlich entdeckte er eine Stelle in der Wand, die eine Metallplatte zu sein schien. Wenn er sein Ohr darauf legte, hörte er Geräusche im Nebenzimmer: Moderjohns Schritte.

Dann vernahm er die Stimme des Dieners, der sagte:

„Für heute abend müssen wir aber noch ein paar Mann dazu nehmen — —“

Moderjohn antwortete:

„Das überlasse ich dir — — nur sieh zu, daß du sichere Leute bekommst. Und noch

eins: sofort vorn im ersten Zimmer den Kassierer knebeln, der hat das Geld unter der Weste auf der Brust...“

Rimbell lauschte gespannt. Aber was nützte es ihm, daß er das alles erfuhr? Wenn er aus diesem Loch herauskommen könnte, wollte er den schlauen Fuchs, der dieses Buen Retiro wahrscheinlich für sich selbst geschaffen, schon fassen. Nun lag er schon seit gestern auf einem weichen Divan und allem Anscheine nach schien sich kein Mensch um seine Existenz kümmern zu wollen. Das bißchen Fisch- und Fleisch-Konservenzeug, das er vorgefunden, ging auch zur Neige. Die süßen Kakes und die Schokolade wollte er sich aufsparen.

Seine einzige Zerstreuung bildete die Schallplatte.

Über stundenlang hörte er nichts, da niemand im Nebenzimmer war.

Plötzlich, seine Uhr zeigte die dritte Stunde ungefähr, drangen Stimmen an sein Ohr.

Rauhe Männerstimmen, die durcheinandersprachen. Aber ein scharfer kurzer Befehl des Dieners gebot Ruhe.

„Also, Kinder,“ kommandierte Fritz, „nu aufgepaßt: du Willem fährst mit deinem Auto vor. Merk' dir die Hausnummer 347. Da oben am Kurfürstendam an Halensee zu. Du wartest am Platz, der kurz davor liegt. Ihr andern mit's Lastauto direkt vorfahren. Hier habt ihr den Hausschlüssel. Den Korridor oben mache ich euch selbst auf.“

Ich warte im Hausflur... Habt ihr verstanden?"

Rimbell ballte die Faust.

„Ihr Burschen, wenn ich euch kriegen könn'tell!“

Er wußte nicht, ob es Tag oder Nacht war. Denn er hatte darüber die Bestimmung verloren, da er von Müdigkeit gepackt eingeschlafen war. Die gleichmäßige Beleuchtung, die Dumpsheit des Raumes unterband das Unterscheidungsvermögen.

Er hörte die Männer sich entfernen.
Totenstille.

Vierzehntes Kapitel.

Paul wich nicht von Mimis Seite. Er begleitete sie auf die Depositantkassa ihrer Bank, wo sie zum großen Erstaunen des Filialvorstehers den Auftrag gab, innerhalb vierundzwanzig Stunden ihr gesamtes Vermögen flüssig zu machen. Paul ließ sie nicht in ihre Wohnung zurückkehren, denn er fürchtete, daß sie Modersohns schlechten Einfluß wieder anheimfallen könnte.

Er verbrachte den Tag über mit ihr, indem er sie durch allerhand Zerstreuungen von dem Unheil, das sie bedrohte, abzulenken versuchte.

Er betreute sie, wie ein Bruder die Schwester. Und während des ganzen Tages, während er in einem luxuriösen Restaurant mit ihr speiste, während er bei den schluchzenden Klängen eines Musikorchesters in der Diele des Esplanadehotels den See nahm, vermied er es, von dem zu sprechen, was ihn vielleicht von ihr trennen würde...

Morgen — — wenn alles glücklich vorüber sein würde und er sie von ihrem Vampyr befreit hätte!

Über seine Liebe zu ihr war ohne Ziel und Eigennutz. Wunschlos.

Er würde von ihr gehen müssen. Das Gespenst des toten Onkels Ferdinand hatte eine Schranke zwischen ihnen errichtet, die unübersteigbar schien.

Mimi hatte ihre Lebhaftigkeit wiedergefunden. Sie lachte und scherzte. Sie freute sich des abwechslungsreichen Tages an der Seite ihres Beschützers, dessen gute Figur und scharfgeschnittener Kopf, noch Spuren der jüngst überstandenen Leiden zeigend, auffielen.

Manchmal erinnerte sie eine gewisse Familienähnlichkeit im Ausdruck des Gesichtes, auch in einer Geste an ihren „Seligen“. Und sie stellte Vergleiche an, die diesen „Seligen“ rufen ließen, sich im Grabe umdrehen lassen.

Sie liebte Paul mit allen Fibern.

Sie wollte ihn ganz zu eigen haben, ihn behalten. Wenn sie sich ihres Peinigers entledigt hätte, wollte sie ihr Leben ihrer Liebe widmen — — —

So dachte Mimi.

Beider Gedanken gingen aneinander vorbei.

Ahnungslos saßen sie sich gegenüber, mit dem Schicksal spielend.

Als die Musiker die Instrumente beiseite stellten und das Podium verließen, schreckte Mimi zusammen.

„Es ist spät — — ich muß jetzt nach Haus!“ sagte sie.

Heute müßte sie noch einmal ihre Rolle spielen. Und morgen noch. Dann...

Paul sah ein, daß die Abwesenheit Mimis auffallen könnte.

Also begleitete er sie nach ihrer Wohnung.

Morgen vormittag würde er persönlich vorsprechen, sagte er beim Abschied an der Ecke des großen Platzes.

Mimi ging allein die paar Schritte bis zu ihrer Hausnummer, denn Paul wollte nicht mit ihr gesehen werden.

Als er in seiner Eltern Heim gekommen, fand er den Vater beim Abendessen mit der Mutter.

„Kommst du mit in den Klub, Junge?“ fragte ihn Papa Adolf.

Paul meinte, daß er sich heute ausruhen wollte. Morgen vielleicht.

„Na, ich gehe jetzt alle Tage hin, will mir von der ‚Person‘ die Million in Raten abheben.“

Er lachte und verließ vergnügt das Zimmer.

Das Abendessen, zu dem die Klubleitung eingeladen, hatte alles übertroffen, das den in kulinarischer Hinsicht verwöhnten Gästen bisher vorgekommen war. Und man müßte sagen, daß es geradezu eine Kunst war, diese in Klubreisen umsonst gespendeten Gastmahl in bezug auf ausgesuchte Leckerereien zu übertrumpfen. Aber Miodersohn hatte das Unmögliche möglich gemacht, um die Primeurs der Saison und die seltensten

Singe auf den Tisch zu bringen. Dazu floß der Sekt und zwar guter französischer Schaumwein allererster Marken in Strömen.

Modersohn trank nicht einen Tropfen. Wie ein Feldherr thronte er am Kopfende der langen Tafel und dirigierte an unsichtbaren Fäden die Schlacht.

Eine richtige Schlacht sollte es werden.

Die Pläne waren bis auf alle Einzelheiten ausgearbeitet.

Er hatte es verstanden, die größten Spieler heute-nacht in seinen Klub zu locken und er berechnete, daß gut ein paar Millionen bares Geld in den Brieftaschen der Anwesenden lagerten.

Dazu die nette runde Summe, die Mimi vorhin dem Kassierer in seiner Gegenwart übergeben hatte und die dieser auf Anraten Modersohns in seinen Brustbeutel getan.

„Dieses Geld gebrauchen wir für eventuelle Fälle, Herr Rosenduft, wenn die ‚Großen‘ angebufft sind und sie keine Vermittel mehr haben — —“

Nach dem Essen lief das Spiel. Zuerst in leise plätscherndem Fahrwasser.

Die Stimmung war durch den reichlichen Alkoholgenuß etwas gezwungen und verhalten und die Konzentration für den grünen Tisch zerflatterte.

Aber das änderte sich plötzlich.

Eine „Kanone“ war erschienen, wie man im Spieljargon die großen Bankhalter nannte. Dieser Herr war einer der be-

liebsten Bankiers, da er über sehr bedeutende Mittel verfügte und seiner Leidenschaft die vollen Zügel schießen ließ. Er schleppte ein Riesenvermögen mit sich herum, das er die Marotte hatte in einer großen braunledernen Aktentasche unter dem Arm zu tragen. Aus dieser Tasche, die er stets neben sich liegen hatte, wo er auch immer saß, zog er die Bänke mit Tausendmarkscheinen, mit Hundertern oder Fünzigern wie aus einer nie sich leerenden Zaubertasche heraus.

Der Spielleiter bot eine neue Bank aus.

Herr Gans, der Mann mit der Aktentasche, ersteigerte sie.

Nun stieg das „große Spiel“.

Moderjohn beteiligte sich nicht. Er wollte klaren Kopf behalten.

Der Kampf um das Glück wurde zu einem heftigen Getümmel.

Die Ponte, die Gegenspieler, verloren.

Moderjohn ballte die Hände in den Hosentaschen: Das war gegen die Voraussetzung, das konnte seinen ganzen Plan umwerfen.

Wenn die großen Bankiers gewinnen, ziehen sie sich bald mit dem Geld zurück und verlassen zu zeitig die Klubräume — das kannte er.

Also mußte er einen Gegenstichzug machen.

Die nächste Bank zog er selbst.

Es wurde kolossal pointiert.

Aber Modersohn hatte die Karten „vorbereitet“ und gewann Schlag auf Schlag.

Die großen Spieler hatten sich „angeschossen“, sie waren in Verlust geraten.

Der nächste Bankhalter, ein bekannter Leßemann, erstand die Bank zu einem schwindelhaft hohen Point.

Modersohn schien das Glück gedreht zu haben. Der Bankier verlor bei jedem Zug. Seine Augen rollten voller Wut über den Tisch und der dicke Hals schwoß wie eine überstopfte Wurst aus dem Stehkragen heraus.

Alles half nichts: Das Glück neigte sich zu den Gegenspielern.

Das wollte Modersohn haben.

Er schaute unauffällig nach der Uhr: Noch eine kurze Stunde — — —

Frau Mimi hatte viel Rot auslegen müssen, um die Blässe ihres Gesichtes zu verbergen. Sie lächelte wie eine Wachs-puppe, sie hielt mit den ihr bekannten Gästen banale Zwiesprache, aber sie hörte ihre eigene Stimme nicht. Überhaupt schien es ihr, als ob sie auf einsamen Felsen inmitten der Meeresbrandung stände. So schlugen die Worte und Rufe der Menschen an ihr Ohr, tösend, donnernd.

Erst als Paul erschienen war, der sie mit seinen Blicken ermunterte, fühlte sie einen festen Halt.

Paul tat, als wenn er interessiert am Spiel teilnahm. Er pointierte auch ein paarmal. Sein Vater, der zu viel vom

Gratisfest genossen, hatte ihn unter den Arm gefaßt und setzte ihm in einem fort sein System auseinander:

„Also, wenn der Bankier zweimal hintereinander gezogen hat, kannst du sehen: Der Coup ist für die Ponte todsicher — dein Vermögen kannst du riskieren!“

Herr Adolf Grünmeier bekam einen Schluckser in die Kehle, der ihn hinderte, seinen Chip auf die Tafel zu werfen.

„Huplal... Hupla...!“

Der Coup wurde wieder von der Bank gewonnen.

„Na denn nicht“, meinte Grünmeier senior. „Dann wollen wir mal jetzt herangehen!“ Er hatte heute Pech. Der Gratisfest hatte ihm die Kontenanzug weggenommen und sein ganzes System über den Haufen geworfen. Und er opferte einen blauen Schein nach dem andern...

Paul begrüßte mit schweigendem Kopfnicken den Polizeirat Voerber, der soeben neben ihn an den Bactisch getreten war.

Die beiden Herren gingen durch die Salons und setzten sich in eine Ecke, Zigaretten rauchend.

Als niemand in der Nähe war, sagte der Polizeirat: „Es ist alles bereit, wenn ein Überfall stattfinden sollte... Aber Kimbell, unser bester Detektiv, der, wie Sie wissen, die Sache hier bearbeitet, ist seit zwei Tagen spurlos von der Erdoberfläche verschwunden.“

Da sich eine Gruppe von Damen und

Herrn auf das Kanapee nebeneinander setzte, mußten sie das Gespräch abbrechen.

Als Mimi vorüberkam, sagte Paul leise: „Mut!... Wir passen auf — —“

Frau Mimi schritt mit ihrem Todeslächeln auf den Lippen an ihm vorüber, zur Souflette Olly Kereky, die in überschwänglicher Zärtlichkeit sie umarmte und ihr in ihrer drolligen Sprache von ihrem großen Gewinn erzählte:

„Denken Sie, gnädige Frau, heute habe ich den ganzen Tisch ‚rasiert‘, eine Riesenschlange! — — aber keine Suite gegeben...“

Frau Mimi beglückwünschte die Schauspielerin. Sie dachte, daß während die Menschen hier im Saumel der Leidenschaften ihre Sinne betäuben, ihr Schicksal auf eines Messers Schneide schwebe...

Moderohn stand am Fenster des kleinen Kabinetts und schaute auf die Straße. Pelz und Hut lagen auf einem Sessel.

Er schaute angestrengt hinunter. Der große Platz vor dem Hause ließ ihn den Kurfürstendamm überblicken.

In fünf Minuten mußten sie da sein.

Fritz war pünktlich. Auf den konnte er sich verlassen.

Sobald die erste Verwirrung entstehen würde, wollte er auf die Straße flüchten, sich in einem Auto verstecken.

Mimi?

Blöcklich dachte er an Mimi.

Er kehrte in den Spielsaal zurück, suchte sie.

„Ich habe dir etwas zu sagen, komme nach hinten in das Boudoir“, flüsterte er ihr zu. Willenlos folgte sie ihm.

Er umschlang sie leidenschaftlich. Wollte sie küssen.

Aber Mimi, die durch diese Annäherung aus ihrer Apathie erwacht war, wehrte ihm.

„Gut,“ meinte er, „später — wenn wir mehr Zeit zu so etwas haben — — Aber jetzt, mein Täubchen, hole deinen Mantel und die Handschuhe, die du hoffentlich zu-rechtgemacht, wie ich es dir gestern sagte — in ein paar Minuten rücken wir...“

Er lachte.

„Da sind sie!...“

Er starrte aus dem Fenster, das er ein wenig geöffnet.

„Drüben hält das Auto für uns beide — los, mein Kind, mach' schnell!“

Mimi nahm alle Kräfte zusammen, um nicht zusammenzubrechen.

Aber sie durfte sich nicht verraten.

„Warte hier,“ sagte sie, „ich bin gleich zurück...“

Fünfzehntes Kapitel.

Man konnte nicht gerade behaupten, daß sich Kriminalkommissar Kimbell in seinem komfortablem Mauselloch amüsierte. Von den vielen peinlichen Situationen, in die ihn sein abwechslungsreicher Beruf schon gebracht hatte, war diese Internierung eine der peinlichsten. Denn er saß nun schon eine geraume Zeit zwischen diesen vier Wänden und zappelte darin wie eine Flunder im Netz.

Der Vergleich ist nicht übel, dachte er. Die Flunder lebt zwar noch im Netz, schnappt aber nach Wasser und kriecht in der nächsten halben Stunde.

Sollte es ihm wirklich an den Kragen gehen?

Wenn die Kerls ihn hier vergessen, können spätere Geschlechter aus ihm einen Spulfilm machen: „Das Skelett im Bücher-schrank!“

Kimbell machte sich über sich selbst lustig.

Die Luft in den paar Kubikmetern Raum war dick und schwer geworden von den vielen Zigaretten, die er geraucht.

Er saß auf der Kante des Divans, stützte

den Kopf in die Hände und dachte angestrengt nach.

Aber das nützte ihm auch nichts.

Nachdenken tuen nur die Detektive auf der Flimmerleinwand, sagte er halblaut vor sich hin.

Er traute sich nicht, mit voller Stimme zu sprechen, denn die Wände warfen den Schall dumpf zurück, so daß alles, was er sagte, wie aus Grabestiefe klang.

Unsereins, fuhr er fort, der ein richtiger Beamter sein muß, ist schon verpflichtet, mehr zu tun als bloß nachzudenken: wir sollen handeln....

Aber wie, zum Teufel?

Nach seinen Berechnungen und nach dem, was er vorhin gehört, muß es drei Uhr nachts sein. Jetzt würden die Spitzbuben bei der Arbeit sein — — —

Und er sitzt hier eingefangen und kann sich nicht vom Fleck rühren...

Es ist um aus der Haut zu fahren!

Wirklich, selbst auf die Gefahr hin, diese seine Haut hier zu lassen, hätte er schon gern das Experiment gemacht, wenn es nur menschlich möglich wäre — — —

Ein Viertel nach drei!

Rinbell sprang auf.

Die Verzweiflung packte ihn.

Alle Mittel hatte er schon versucht, den Mechanismus zu finden, der die Drehtür öffnen konnte. Denn eine Drehtüre mußte vorhanden sein, die durch einen Druck in Bewegung gesetzt würde.

Das Ablösen der Wände hatte kein Resultat gebracht.

Er lief wütend auf und ab.

Er trampelte mit den Füßen.

Wieder waren fünf Minuten vergangen.

Die Zeit verrinnt und er ist machtlos. Auf dem Präsidium werden sie ihn sicher schon vermisst haben. Aber sie können ihn nicht ausfindig machen. Der Modersohn, dieser schlaue Fuchs, hat die Falle zu gut gestellt...

Rimbells Nerven sind auf das höchste angespannt.

Er muß aus dem Loch hinaus.

Wenn er irgendein Instrument mitgenommen hätte, mit dem er ein Loch in die Wand bohren könnte ...

Aber das kommt auch nur im Film vor. Der Polizeibeamte, wie ihn die Wirklichkeit kennt, geht nicht mit Sauerstoffgebläse und Dynamitpatronen in der Westentasche auf dem Kriegspfad.

Immer toller wird Rimbell. Wie ein aufgeregter Tiger läuft er in seinem Käfig herum.

Er springt wie ein Känguruh, er versucht jeden einzelnen Fleck im Fußboden, ob nicht von da aus eine Rettung käme.

Auf seiner Armbanduhr ist es gleich halb vier. Wenn er jetzt auf die Straße käme, wäre er mit einem Auto in zehn Minuten am Kurfürstendamm...

Wenn?...

In rasender Erregung rennt er mit dem Kopf gegen die Wand.

Herrgott!

Und wenn ich mir den Schädel einrenne, denkt er. Es ist besser so, als langsam zu verrecken. Immer von neuem stößt er den Kopf an die Wand.

Da — — —

Mit einem Ruck dreht sich die Fläche.

In seiner blinden Wut wäre Kimbell beinahe in das dunkle Loch gestürzt, das sich vor ihm aufgetan.

Fritz hatte im Hausflur gewartet.

Einen Seil von den in Soldatenmänteln gekleideten Leuten führte er nach dem Hof. Die anderen gingen die Bordertreppe hinauf.

Er selbst verließ schnell das Haus und versteckte sich hinter einem Mauervorsprung.

Auf dem dem Haus gegenüberliegenden Platz lagen hinter den Ziersträuchern Polizeibeamte, die auf das verabredete Zeichen lauerten.

Die Küchentür wurde aufgeschlossen.

Als die fünf Soldaten hereintraten, wollte das Küchenpersonal laut schreind davoneilen. Aber Willem kommandierte:

„Hier jeblieben, Maul halten! Nicht je rührt! Wir tuen euch nicht. Wir wollen nur den Herrschaften da vorn dat Handwerk besorgen — —“

Er hatte von Fritz genaue Informationen

bekommen und schritt mit seinen Leuten schnell über den Korridor.

Die Thür, die in den Spiessaal führte, wurde aufgerissen.

Die fünf Soldaten standen im Thürahmen. Willem, der Kleinste von ihnen, in der Mitte, den hohen Kragen des ehemaligen Offiziermantels bis über die Ohren geschlagen. Die Feldmütze mit dem Schirm bedeckte das halbe Gesicht.

„Hände hoch!“

Die Soldaten richteten die Brownings auf die Spieler.

Entsetzen auf allen Gesichtern.

Jeder will sein Geld retten. Flüchten.

Aber vorn in den Salons ertönt ebenfalls der schreckliche Ruf:

„Hände hoch!“

Alles ist wie gelähmt.

Man rührt sich nicht.

Keiner wagt, ein Wort zu sagen.

„Ausweiß!“ fordert Polizeirat Loeber.

Karl Bemke, der inzwischen mit gezogenem Revolver in den mittleren Saal gekommen, antwortet:

„Quatsch! — Geben Sie mal Ihre Brieftasche her!“

Der Polizeirat muß gute Miene zum bösen Spiel machen. Er ist der erste, den man um sein Geld erleichtert.

Sieht beginnt die Arbeit der Soldaten.

Mit kühnem Griff bemächtigt sich Wilhelm der berühmten Aktentasche des Herrn

Ganz, der dieser mit zu Tode erschreckter Miene nachschaut.

Karl Bemke stürzt sich auf den Klubkassierer, reißt ihm das Oberhemd auf, zieht einen Beutel hervor, den er in seine Tasche versenkt. Darn plündert er die Kasse.

Inzwischen müssen sämtliche Spieler antreten, wie auf dem Kasernenhof.

Willem kommandiert.

„Die Damen und Herren die Ringe abziehen! Halbketten 'runter!“

Die Soldaten, unter denen ein paar ganz junge Kerls in Matrosenuniform, greifen jedem Gast in die Rocktasche, nehmen die Banknoten aus dem Portefeuille. Den Damen reißen sie die goldenen Pompadours weg.

Wolff Grünmeier hatte sich in eine Ecke gedrückt. Er ist bleich vor Entsetzen. Er zittert. Seine Beine wanken.

Ein strammer Matrose tritt auf ihn zu.

„Ich bin schon untersucht“, sagt Grünmeier ausweichend.

Der junge Matrose, der noch ein Kinder Gesicht hat, nickt: „Na, dann is' jut“, sagt er und wendet sich an den nächsten.

Wolff Grünmeier steckt verstoßen seine Briestafche, in der 2000 Mark, der Gewinn der letzten Woche, sich befinden, in den Strumpf.

Atmet erleichtert auf. Bekommt wieder Haltung...

Einige von den Gästen versuchen, aus der Wohnung zu kommen.

Jede Mühe umsonst.

Alle Ausgänge sind besetzt. Überall vorgehaltene Revolver.

Allmählich löst sich die Spannung. Die eisige Stille, die eingetreten, schlägt in Murren um, das bald durch das hysterische Geschrei der Frauen zu einem Orkan anwächst.

Aber die Menschen sind machtlos. Ohne Waffen können sie nichts ausrichten.

Plötzlich ein gellender Pfiff!

Polizeirat Loeber hatte endlich die Sa-
petentür erreichen können, hinter der ihn
Frau Mimi erwartete.

Mimi war auf Modersohns Befehl im
selben Augenblick in das Kabinett zurück-
gekommen, als die Soldaten hinten ein-
drangen. Als Modersohn sie mit sich reißen
wollte, hatte sie sich in der allgemeinen Be-
stürzung in die Mädchenkammer geflüchtet.

So war es mit dem Polizeirat verab-
abredet. Nun stand sie in dem dunkelen
Boudoir, zitternd vor Angst, daß diese Ban-
diten die Übermacht erhalten könnten.

Als der Polizeirat in das Kabinett trat,
riß Mimi sofort das Fenster auf.

Ein gellender Pfiff schnitt durch die Nacht.
Die Räuber stuzten.

Willem, der gerade dabei war, mit großer
Sorgfalt einer jungen hübschen Dame ein
Kollier von ihrem Schwanenhals zu knöpfen,
schrie: „Alle Mann runter — vorwärts!“

Die Soldaten stürzten aus den Zimmern
auf die Bordertreppe.

Als sie unten an die Haustür kamen, sahen sie sich einem Trupp Polizisten gegenüber, die ihnen Revolver und Karabiner entgegenstreckten.

Einige der Soldaten wollten wieder herauflaufen. Aber oben auf dem Treppenabsatz standen ebenfalls Polizisten mit gezogenen Gewehren.

Die Banditen waren umzingelt.

Karl Behmke, ein Draufgänger, schoß.

Ein regelrechtes Schießen setzte ein.

Oben kreischten die Frauen.

Auf der Treppe brüllten die überraschten Soldaten.

Schon unterlag der erste, von einem Streifschuß getroffen.

Bald war die ganze Bande gefesselt.

Oben auf dem Treppenpodest hatte sich hinter den Polizisten die elegante Spielergesellschaft angesammelt, die nun, da die Affäre ein gutes Ende zu nehmen schien, die Szene wie in einem Kintop mit Spannung verfolgte.

Man klatschte Beifall und alles schrie Bravo, als man dem Anführer, dem kleinen Willem, endlich die Handschellen anlegen konnte. Der Polizeirat zog ihm persönlich die bekannte Zaubertasche aus dem Mantel und überreichte sie Herrn Ganz mit umständlicher Grandezza.

„Dafür bekommen Sie eine extrafeine Zigarre, Herr Ratl“ sagte Herr Ganz.

Alles lachte.

Man war wieder bei Laune.

Und einer schrie:

„Was wird für eine Bank geboten?“

Mimi lag bebend in Pauls Armen. Sie fragte leise, als die letzten Schüsse verhallten: „Ist nun alles vorüber?“

Aber Paul küßte sie nur, ohne zu antworten.

Da ratterte ein Auto heran.

Im selben Augenblick ein Schuß auf der Straße.

Und ein Geräusch, als wenn ein Auto angefurbelt wird — — —

Alles stürzt an die Fenster.

Die Frauen kreischen von neuem auf.

Manche von den Gästen fliehen in die hinteren Räume, schließen sich auf dem verschwiegenen Ort ein, in der Mädchenkammer, klettern auf den Hängeboden, laufen die Hintertreppe hinauf.

Eine gräßliche Panik ist entstanden.

Ein zweiter Schuß.

„Weg von den Fenstern!“ schreit jemand.

Aber in der nächsten Minute stürmt einer der Spieler hinein, mit verglasten Augen, an allen Gliedern schlotternd.

„Man hat Modersohn erschossen!“

Eine furchtbare Aufregung entsteht.

Man weiß nicht, welchen Zusammenhang dieser Todesfall mit den Ereignissen hat. Man fragt durcheinander, man begreift nicht...

Hinter dem Polizeirat Loeber betritt Rimbell den Saal, geht mit ihm geradestwegs auf Frau Mimi zu, die mit Paul das Rabi-

nett eiligst verlassen, als sie die Schüsse gehört.

„Hier, gnädige Frau, stelle ich Ihnen unseren braven Rimbell vor. Er hat soeben das Mißgeschick gehabt, den Regisseur dieser Verbrechertomödie totzuschießen, als dieser Herr mit seinem Auto davon sausen wollte — —“

Die Spieler horchten auf.

Einer tuschelte es dem anderen zu:

„Da hat uns Modersohn schön hereingelegt!“

Und Herr Gans drückte seine geliebte braune Aktentasche fest an sich und sagte:

„Nun wird der Lump keine Bank mehr ziehen — Gott sei Dank!“

Sechzehntes Kapitel.

Die Gäste hatten den Klub verlassen. Die Diener, die Angst noch in den Knochen, waren weggeschickt. In allen Räumen hatte man die elektrischen Lichter ausgeschaltet.

In dem kleinen Kabinett saß der Rest der Gäste, um Frau Mimi herum, die mit fliegendem Atem dem Kriminalkommissar Kimbell alles erzählte, was sie von Moderjohn wußte, von seinen Machenschaften, seinen verbrecherischen Anschlägen, von diesem letzten großen Coup, von der vorbereiteten Flucht mit dem Flugzeug.

„Das hatte ich alles genau vorausgesehen. So hatte ich den Herrn eingeschätzt. — — Übrigens ein Glück, daß ich ihn noch gefaßt habe“, sagte Kimbell.

„Der reine Zufall. Das verdanke ich im wahrsten Sinne des Wortes meinem Kopf. Er ist nämlich ganz gut, wenn man mal mit'n Kopf durch die Wand gehen will“, fuhr er fort.

Und er berichtete von seinen Erlebnissen im Käfig, die er so lustig auszumalen verstand, daß, trotzdem die Nerven der Zuhörer durch die Vorfälle der letzten halben Stunde

zerrüttet waren, alle in lautes Lachen ausbrachen.

„So einen bedeutenden Kopf“, sagte der Polizeirat, „müßte man mit einem Morgenrunk ehren!“

Mimi flüstert Paul etwas ins Ohr, worauf Paul aus dem Zimmer ging, um bald mit einigen dickbauchigen Likörflaschen und Gläsern wieder zu erscheinen.

„Also, es lebe unser Rimbell, der stärkste Kopf der Welt!... läßt sich nächstens im Panoptikum für Geld sehen“, rief der Polizeirat aus. „Prost!“

„Und was dachten Sie, als Sie in das Dunkel fielen — mit dem Kopf voran?“ fragte Paul den Kommissar.

„Gar nichts habe ich mir gedacht — — aber Licht habe ich angemacht und gesehen, daß ich mich im Privatbureau des Herrn Modersohn befand — — Dann nahm ich aus einer Schublade im Schreibtisch, die ich mir mit einem Dietrich zu öffnen erlaubte, einen Browning heraus, schlich mich aus der Wohnung, ließ mir durch den Portier das Haus aufschließen und hatte das Glück am Bayerischen Platz sofort ein Auto zu bekommen.“

Frau Mimi hörte mit leuchtenden Augen zu. Sie hatte Pauls linke Hand mit ihren beiden kleinen Händen umfaßt. Paul fühlte, wie ihre Pulse flogen und wie ihr Blut in das seine überging. Nichts in der Welt hätte ihn von dieser Frau trennen können...

Und doch sollte morgen das Schicksal zwischen sie treten, so dachte er wehmütig.

Der Gedanke daran verwirrte ihn. Rief ihn erzittern.

„Im Augenblick,“ fuhr Rimbell fort, „als mein Auto hier vor dem Haus anrattert, springt jemand hinter dem Mauervorsprung des Hauseinganges hervor, ruft: „Herr Modersohn, schnell rein ins Auto — die sind oben gefappt!“ — — Mit einem Satz bin ich aus meinem Wagen, schieße hinter dem Kerl her. Da läuft mir Modersohn gerade in den Weg. Ich schreie ihm zu, er solle stehen bleiben. Er stutzt, hält mir eine Waffe entgegen. Aber ich war schneller als er — der zweite Schuß, den sie gehört haben, hat ihn ins Jenseits befördert.“

„Was ein richtiger Detektiv ist, kommt immer zu Recht und wenn es in der letzten Sekunde ist — bloß um uns höheren Beamten unsere Unvollkommenheit zu beweisen“, sagte Polizeirat Loeber, listig lächelnd.

„Aber nichts für ungut, lieber Rimbell, trinken wir auf Ihr Wohl noch so'n Tropfen Friedensware — Prost!“ setzte er fort und stieß mit den anderen an.

„Auf solche Sorten, wie dieser Benediktiner, scheint sich der nannmehr verstorbene Herr Modersohn ausgezeichnet verstanden zu haben“, meinte Rimbell.

„Wir wollen die gnädige Frau nicht länger ermüden,“ sagte der Polizeirat und küßte Frau Mimi galant die Hand, „morgen, wenn wir den Kerl alles wieder abgenommen

haben, wird Herr Rimbell sich gestatten, Ihnen persönlich Ihr Eigentum zuzustellen —“

Die Herren verabschiedeten sich.

Paul mußte sich mit Gewalt aus Mimis Umschlingung ziehen, denn immer wieder küßte sie ihn. — Sie wollte ihn nicht von sich gehen lassen. Ihr Herz quoll über von Dankbarkeit.

Aber endlich stand Paul auf der Straße. Eifriger Nordwind pfeif um seine Schläfen und es war ihm, als wenn er aus einem wüsten Traum erwachte.

Als Frau Luise Grünmeier am nächsten Tage in der Mittagszeitung den Überfall auf den Spielklub am Kurfürstendamm mit allen grausigen Einzelheiten las, hielt sie ihrem Ehegemahl Adolf eine ausgewachsene Gardinenpredigt. Ob sie vielleicht mit einem Manne weiterleben sollte, der in Spelunken verkehrte, wo man von Räubern totgeschossen werden konnte? Und überhaupt, wenn sie gewußt hätte, daß er zu dieser „Person“ in die Wohnung ginge, hätte sie das nie geduldet. Er hätte keine Ehre mehr im Leibe, ja, er wäre ein von Gott verlassener Spieler.

Aber weiter kam sie nicht.

Es klingelte draußen.

Eine Dame wäre da, die die Herrschaften sprechen wollte, auch Herrn Paul, sagte das Dienstmädchen.

Adolf Grünmeier, übermächtig, ohne Kragen, mit Pantoffeln an den Füßen, verschwand.

Frau Luise sagte:

„Rufen Sie Herrn Doktor und lassen Sie die Dame eintreten!“

Frau Mimi stand im Türrahmen.

Bescheiden, den schönen Kopf gesenkt, stand sie wie eine Sünderin da, die den Bittgang antröten will.

Frau Luise erkannte sie sofort.

Die „Person“!

„Ich ðomiae,“ sagte Mimi, indem sie ein paar Schritte vorwärts setzte, „um eine Schuld zurückzugeben!“

Paul war durch eine andere Türe getreten. „Mimi!“ rief er aus.

Die Mutter drehte sich zu ihm um.

Was bedeutete das alles?

Paul blickte starr auf die Geliebte, die unter diesem Blick wieder den Kopf senkte. Auch er wußte nicht, wie Mimi hierher kam. Er hatte ihr noch in der Nacht einen langen Brief geschrieben, den er durch Eilboten an sie abgesandt. Er hatte dem Papier alles anvertraut, was er ihr nicht ins Gesicht sagen konnte, daß das Schicksal sich zwischen sie gestellt, daß das Gespenst des Onkels, daß das unselige Testament sie auseinander treiben würde. Und deshalb wollte er auf die Seligkeit verzichten — mit blutendem Herzen verzichten — die ihm ihre große Liebe gegeben — — —

Nun stand sie in seiner Eltern Haus vor ihm mit bittenden Augen...

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ sagte Mi-

mi leise, „aber mir hat das viele Geld kein Glück gebracht -- --“

Sie brach in Schluchzen aus.

Frau Luise wurde weich. Sie bot Mimi einen Stuhl an. Aber Mimi blieb an der Tür und rührte sich nicht.

„Ich verzichte auf Ihres Schwagers Erbschaft,“ sagte sie unter Tränen, „ich habe das ganze Geld gleich mitgebracht.“

Sie wollte ihre Tasche aufmachen.

Paul war an sie herantreten. Legte seine Hand auf ihren Arm.

„Nicht doch. Das Geld gehört dir — nach dem Befehl!“

Sie schaute ihn mit hilflos flehenden Augen an.

Frau Luise blickte von Paul zu Mimi. Nun verstand sie. Und ihr Muttergefühl zeigte ihr den richtigen Weg.

Sie trat an die weinende Mimi heran, streichelte sie zart und geleitete sie zu einem Sessel. Dann verließ sie leise das Zimmer. Adolf Grünmeier hatte seine Toilette beendet und wollte gerade den Besuch begrüßen, als Frau Luise ihm in den Weg trat.

„Da drinnen muß erst was ins Reine gebracht werden“, sagte sie. Und dann erzählte sie.

Adolf Grünmeier machte ein pfiffiges Gesicht. Die Erbschaftsgeschichte könnte vielleicht doch noch zum Guten ausgehen, dachte er.

Paul wollte auf keinen Fall Onkel Ferdi-

nands Million, die ihm Mimi anbot, annehmen.

„Aber du darfst mich nicht verlassen“, sagte sie. „Ich kann nicht ohne dich leben!“

Paul dachte, daß es ihm schwer werden würde, die Geliebte zu missen — — —

Aber er widersetzte sich mit aller Gewalt gegen Mimis Anerbieten.

Da stand sie plötzlich auf, stellte sich vor ihm hin und sagte:

„Dann zwingst du mich, vor Gericht zu erklären, daß ich den Bestimmungen des Testaments nicht entsprochen habe!“

Paul verstand sie nicht.

Sie zog aus der Tasche ein Buch, klappte es auf, zeigte ihm eine Seite, auf der ihr Name stand:

„Daß hat Herr Kimbell heute früh in Morderns Schreibtisch beschlagnahmt: das Krankenjournal des Doktor Savorek, in dessen Klinik ich acht Monate nach deines Onkels Tod von einem Knaben entbunden worden bin. Leider ohne Erfolg, denn das Kind ist nicht lebendig zur Welt gekommen!“

Mimi hatte einen Augenblick den Ausdruck des Triumphes in ihren Augen.

In der nächsten Minute senkte sie wieder ihren Kopf, kraftlos zusammenbrechend. Ihre ganze Gestalt flatterte in konvulsivischen Zuckungen. Sie konnte sich nicht mehr aufrecht halten.

„Mimi!“ schrie Paul.

Ohnmächtig war sie ihm in die Arme gesunken. Aber bald hatte er sie wieder

zur Besinnung gebracht, ihre Lippen, ihre Augen, ihre Haare geküßt. Er bettete sie sanft in den Sessel und kniete vor ihr nieder.

„Nein, ich werde dich nicht verlassen, du süße liebe Mimi — niemals, niemals.“

Herr Adolf Grünmeier bekam in der That nichts von der langersehnten Million seines verstorbenen Bruders zu sehen. Das junge Ehepaar setzte den Eltern eine sehr anständige Rente aus, die von Frau Luise verwaltet wurde. Aber mit dem Taschengeld, das seine fürsorgliche Ehefrau ihm zur Verfügung stellte, konnte Herr Adolf Grünmeier beim besten Willen keinen Spielklub mehr unsicher machen. Er mußte wieder in seinem alten Stammkaffee einen Halbenpfennigkat dreschen...

Ende.